

### III. PHILOLOGISIEREN



NIKOLAUS WEGMANN (PRINCETON)

## Zugänglichkeit / Access. Wie kommt die Literatur zum Leser?

Zugänglichkeit:  
das Zugänglichsein; Grad, in dem etwas zugänglich ist  
(Soziologie); Chance, Möglichkeit, einen Zugang zu finden  
[www.duden.de](http://www.duden.de)

Die Erreichbarkeit der Literatur gilt dort als selbstverständlich, wo sie in der Magie einer konkreten Gegenständlichkeit von Werken und Autoren vorkommt. Gebannt ~~von~~ ihrer sprichwörtlichen *Strahlkraft* braucht es keine weitere Erklärung. In der emphatisch erlebten Zuwendung und Aufmerksamkeit ist die Zugänglichkeit der Literatur unmittelbar gegeben. Sie ist kein Problem, sondern Natur der Sache, auch wenn dieser Topos keine Sacherklärung ist, sondern auf Offenbarung und Epiphanie verweist.<sup>1</sup>

So attraktiv ein verklärendes Verständnis von literarischer Kommunikation für den Leser auch ist, epistemologisch ist es naiv. Die Wissenschaft weiß es genauer. Als Literaturtheorie wendet sie ein, dass Literatur nicht aus natürlichen Substanzen besteht, sondern ein aufwendiges Konstrukt ist, eine Künstlichkeit, gehalten von vielfältigen Kontexten und Praktiken. Als Medienkunde weiß sie, dass es keinen Direktzugriff auf die Welt gibt. Auch die Literatur braucht die Vermittlung durch Medien. Erst dann entsteht über bloße Intuition oder Einmalereignisse hinaus eine selbsttragende literarische Kommunikation.

Ein Stück weit lässt sich das an einem historischen Beispiel illustrieren. Mindestens einmal schon hat es ein explizit als Zugang zur Literatur ausgeformtes Wissen gegeben, das Zugänglichkeit von Verstehen oder Deuten unterschieden hat. Praktisch wurde dieses sehr alte Wissen – erste Funde gehen bis in die Spätantike zurück – unter dem Titel *accessus ad auctores*, also ‚Zugang‘ oder ‚Annäherung‘ an ‚die Alten‘, an ‚die Dichter‘. Der *accessus* war eine Art Schablone in der literarischen Kommunikation, eine ausgefeilte, generelle Lösung für ein Grundproblem: Wie kommt der Leser zu Autor und Werk? Wie identifiziert er einen Text als Literatur und damit als etwas, für das er Aufmerksamkeit und Zuwendung investiert?

Der *accessus* in der Bedeutung von *zugänglich machen* ist die präzise Bezeichnung für eine ebenso grundlegende wie generelle Funktion, ob nun in der

<sup>1</sup> So liest Eckermann seinen *Faust* nur an Sonn- oder Feiertagen. Religiöse Semantik und liturgische Praktik, beides Mechanismen der Bedeutungssteigerung, fungieren für ihn als primäre Zugangsregeln.

Frühen Neuzeit oder in der Gegenwart. Der Sache nach ist er eine Heuristik. Im Kern waren das z. T. umfangreiche topische Listen, die für jedes Werk, für jeden Autor ausgefüllt wurden und so in immer gleichen Rubriken weiterführende Hinweise gaben: Worum geht es in einem bestimmten Werk (*operis materia*)? Mit welcher Absicht ist es verfasst (*sribentis intentio*)? In welcher Anordnung stehen die einzelnen Teile (*ordo*)? Welchen Zweck erfüllt ein Text (*utilitas*)?

Hier interessiert nicht das wissenschaftshistorische Spezialwissen.<sup>2</sup> Es geht vielmehr um eine allgemeine Problemstellung, für die der *accessus* eine Lösung bereitstellt. Schon die schiere Ausarbeitung eines eigenen Zugangs zeigt an, dass das Lesbarmachen der Literatur mehr ist als die Didaktisierung von immer schon geltenden Gewissheiten. Weiter wird deutlich, dass ein erfolgreicher Kontakt zwischen Leser und Literatur nicht vom Himmel fällt. Er muss vielmehr mittels eigener Prozeduren und Vorkehrungen erst hergestellt werden. Diese speziellen, für die literarische Kommunikation zentralen Einrichtungen sollen hier allgemein *Zugangsmedien* heißen. Die Literatur selbst bleibt auch jetzt unzugänglich. Allein kraft eines Mediums, und so von einer immer nur je konkreten Stelle aus, ist ein Zugang möglich. Auf den *accessus* übertragen: Indem über ihn Texte identifiziert und strukturiert und so *als Literatur* kommunikativ zugänglich werden, ist er kein schlichter Wegweiser zu bereits als Literatur anerkannten Texten oder Büchern. Der *accessus* ist auch keine bloße Hilfe für ein eigentliches Lesen, die dann, wenn die Lektüre des Objekts einsetzt, wieder spurlos verschwinden kann. Er ist vielmehr bereits Teil der Lektüre. In der Art und Weise, wie das Problem der Zugänglichkeit gelöst wird, steckt immer auch eine Vorwegannahme über das, was als Literatur gelesen wird und, mehr noch, wie ein Text als Literatur gelesen wird.

## I.

Lässt man sich auf diese Überlegung ein, sieht man, dass es in der literarischen Kommunikation sehr verschiedene Zugangsmedien gibt. Nur ist der Systemstelle Zugänglichkeit nicht immer diese Bedeutung zuerkannt worden. So hat man noch vor nicht all zu langer Zeit die Frage des Zugangs soziologisiert. Aus dem literaturwissenschaftlichen Problem wird so ein bildungspolitischer Im-

<sup>2</sup> Douglas Kelly/Lisa Gondos, Art. „Accessus ad auctores“, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 1, A–Bib, hg. v. Gert Ueding, Tübingen, 1992, Sp. 27–36. Statt *accessus* auch: *introitus, ingressus, prolegomena*. Der *accessus* ist mit dem Prolog verwandt, jedoch ist er nicht vom Autor selbst geschrieben. Unterschieden wird zwischen ‚ante opus‘, also dem, was vor der eigentlichen Textlektüre zu lesen ist, und ‚in ipso opere‘, also dem, was aus dem Werk selbst heraus zu lesen ist. Der *accessus* war ein eigenes, von einem Herausgeber gekennzeichnetes und gedrucktes Textgenre, das in den Schulen als lesedidaktisches Medium benutzt und so auch verbreitet wurde. Er wurde vom Lehrer mündlich im Unterricht zum Mitschreiben vorgetragen.

perativ. Bildungsferne Schichten sollen ihre Schwellenangst verlieren. Literatur darf kein Privileg sein; sie muss für alle erreichbar sein.

Das ist der Sound der 70er Jahre, auch wenn die Idee einer vollständigen Inklusion z. B. für die UNESCO ein attraktives Thema bleibt.<sup>3</sup> Für den *Börsenverein des deutschen Buchhandels* ungleich drängender ist dagegen die Sorge, dass die Literatur als primär buch- bzw. printgestütztes Qualitätsmedium in der aktuellen Konkurrenz zu den digitalen Medien marginalisiert wird. Allein in den letzten fünf Jahren, so eine aufschreckende Statistik aus dem letzten Jahr,<sup>4</sup> sollen mehr als sechs Millionen Buchkäufer (allein in Deutschland) verlorengegangen sein.<sup>5</sup> Dass der Börsenverein hier vor allem ein Problem des Buchmarkts sieht, ist nicht überraschend. Richtig ist, dass auch der Markt Leser und Literatur zusammenbringt und so als Zugangsmedium funktioniert. Doch der Buchmarkt ist primär eine Distributionsagentur, kein Nachfolger des philologischen *accessus*.

Der historische *accessus* ist mit der polemischen Diskreditierung topischer Verfahren durch die philosophische Hermeneutik gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten. Im Folgenden sollen zwei Nachfolgekandidaten diskutiert werden. Das ist einmal die Literaturgeschichte als literaturwissenschaftliches Genre. Zum anderen ist es die *historia litteraria*, also die Klassifikation von Einzeltatsachen wie Autoren und Werken, die damit, trotz einer ersten Wortähnlichkeit, gerade kein historisches Wissen versammelt. Für diese beiden Beispiele spricht einmal ihre Konkurrenzlage, was es leichter macht, sie anhand ihrer jeweiligen Lösung des Zugangproblems zu vergleichen. Zum anderen sind beide Beispiele aktuell – und sie sind dies, weil sie sich beide am Problem der (über)großen Menge abarbeiten. Das gilt einmal für die Literatur jenseits der Verknappungsgrößen wie Kanon oder Werk. Romane, um nur ein Beispiel anzugeben, gibt es tausendfach. Und wie immer bei sehr großen Größen stellt sich die Frage, wie sich das Große und Vielfältige zielgenau adressieren lässt. Auch der einzelne Leser ist immer Teil eines zahlreichen Lesepublikums. Auch hier ist die Adressierung der großen Zahl nicht leicht. Jedenfalls jenseits dessen, was im Jargon abwertend Massengeschmack oder Tyrannei des Publikums heißt.

3 Eine Begrenzung der Leserschaft auf eine privilegierte *reading class* ist auch nach der aktuellen Literaturpolitik der UNESCO ein Skandal. Ausführlich dazu Sarah Brouillette, „UNESCO and the World-Literary System in Crisis“, Dezember 2015 (online unter <http://amodern.net/article/unesco-brouillette/>, Zugriff am 01.07.2018).

4 Michael Roesler-Graichen: „Der Buchmarkt verliert vor allem jüngere Käufer“, in: *boersenblatt.net*, 18.01.2018 (online unter [https://www.boersenblatt.net/artikel-studie\\_des\\_boersenvereins.1422566.html](https://www.boersenblatt.net/artikel-studie_des_boersenvereins.1422566.html), Zugriff am 01.07.2018).

5 Kommentar von Rüdiger Wischenbart, „Buchmarkt: Wie erreicht man neue Leser?“, in: *derStandard.at*, 21.07.2018. <https://derstandard.at/2000083863593/Buchmarkt-Wie-erreicht-man-neue-Leser?>, Zugriff am 21.07.2018.

## II.

Zunächst zur Literaturgeschichte. Anders als die Literaturtheorie ist sie nicht für Fachwissenschaftler gedacht. Sie wird für die literarische Öffentlichkeit geschrieben. Die Hinwendung zu einem nichtfachwissenschaftlichen Publikum ist dabei mehr als eine abgespeckte Zweitfassung oder eine nachträgliche Popularisierung der Forschung. Die Literaturgeschichte soll Leser erreichen, die kein professionelles Interesse an der Literatur haben. Ihr erster Adressat ist der gemeine Leser.<sup>6</sup>

Doch hat dieser Leser überhaupt ein Mitspracherecht? Bei der Edition, um ein vergangenes Königsgenre des Fachs heranzuziehen, hat(te) der Leser nichts zu melden. So diktierte es um die Mitte des 19. Jahrhunderts Karl Lachmann. Lachmann kannte in diesem Punkt keine Kompromisse, weil er über den Ausschluss des Lesers erst die Wissenschaftlichkeit der deutschen Philologie begründen wollte – und auch begründet hat. Wer an dieser Exklusivität festhält, für den ist auch die Frage nach dem Leser und seiner Partizipation an der Literarhistorie beantwortet. Auch er wird dem Lob des Lesers zustimmen, auch er wird einräumen, dass es ohne ihn keine Literatur geben kann, und doch wird er diesen so unverzichtbaren Leser nicht dort haben wollen, wo er oder sie selbst wissenschaftlich arbeitet. Wer fragt schon nach dem Laien, wenn Physiker oder Biologen ihren Forschungen nachgehen?

Lachmanns Antwort auf die Frage nach dem Leser konnte sich auf Voraussetzungen stützen, die so nicht mehr gelten. Das meint weniger Lachmanns Dominanz innerhalb der disziplinären Gemeinschaft seiner Zeit. Entscheidend war, dass es ein Verfahren gab – das akribische Vergleichen gegenständlich vorliegender Textzeugnisse – mit dem das Fach definitiv über die Wahrheit von konkurrierenden Thesen entscheiden konnte. Die Edition ist inzwischen nur noch ein Randgebiet des Fachs, ohne dass ein anderes, ebenso allseitig anerkanntes Verfahren nachgerückt wäre. Die Literaturgeschichte jedenfalls kann diese Position heute erst recht nicht besetzen. Keine Begründung, keine methodische Prämisse, die eine allgemein gewordene Kritik an einer substantialistischen, national-historischen oder auf männliche Autoren fixierten Literaturgeschichte nicht erodiert hat. Fehlt es jedoch an Evidenz und Glaubwürdigkeit, stellt sich erneut die Frage nach dem Leser.

Heute glaubt das Fach selber nicht, dass objektiv oder zumindest verbindlich entschieden werden kann, wo z. B. die Neuzeit als historische Zäsur greift, ob es die Klassik oder nur eine sogenannte Klassik gibt. Hier hilft weder die Versenkung in die Materie noch die Orientierung am Ideenhimmel der Geschichtsphilosophie. Allein die ‚praktikablen‘ Lösungen – wie es unter Literar-

6 Zum Thema Macht und Ohnmacht des Lese Publikums als *common reader* siehe Ulrich Breuer u. Nikolaus Wegmann, „Richtig rühmen / To praise rightly. Editorial“, in: *Athenäum. Jahrbuch der Friedrich Schlegel Gesellschaft* 25 (2015), S. 9–21, hier bes. S. 16 (online: <http://german.princeton.edu/landmarks/athenaem2/>; Zugriff am 05.08.2018).

historikern heißt – sind noch möglich. Große Revisionen bleiben aus. Es bleibt bei den üblichen Epochennamen in den Verlagsprogrammen und schulischen Lehrplänen. Das literarhistorische Wissen ist orthodoxe Lehrmeinung geworden.

### III.

Dass man sich von einer Geschichte in Epochen heute weniger verspricht als noch in den 70er Jahren, dem goldenen Zeitalter der deutschen Literaturgeschichtsschreibung, kann das Fach nicht ungeschehen machen. Es kann nicht einmal mit Aussicht auf Erfolg dagegen angehen. Andererseits kann die Literaturgeschichte auch nicht einfach aus der inneren Forschungslogik der Disziplin heraus konzipiert werden. Widerlegt oder bewiesen – bei Luhmann heißt das schlicht: wahr und falsch – sind primär wissenschaftsinterne Kommunikationscodes. Wieweit sie für die literarisch interessierte Öffentlichkeit Evidenz beanspruchen können, ist ein Grundproblem der Literarhistorie.

Von hier aus liegt es nahe, das Problem nicht in der Epistemologie der Literaturgeschichte zu sehen, sondern umgekehrt anzusetzen. Das Problem sind die Lösungen, wie halbherzig auch ihre Anerkennung heute ausfällt. Auffallend ist dabei die Neigung zum alles Umfassenden und Vollständigen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist man auf ein historisches Wissen aus, das gleich die *ganze* Geschichte erkennen können soll. So gibt es nicht einfach Epochen, sondern eine *Epochenabfolge* als Inbegriff einer umfassenden Geschichte, für die Kunst repräsentationsfähig sein sollte. All das ist geläufig, auch ist die Kritik daran nicht minder leicht zu haben. Anders jedoch, wenn man weiter zurückgeht. Dorthin, wo man noch nicht so sicher wusste, was Literaturgeschichte ist, und erst recht nicht das Konzept ‚Epoche‘ so verstanden hat, wie wir dies heute tun.<sup>7</sup>

Wie oft bei solchen Sprüngen an den Beginn unserer Selbstverständlichkeiten, ist auch dies ein Sprung in die Zeit ‚um 1800‘. Dass sie auch *Goethe-Zeit* heißen kann, demonstriert Hans Blumenberg mit seinem begriffsgeschichtlichen Referat im vierten Teil seiner *Legitimität der Neuzeit* über Goethes Verständnis von ‚Epoche‘. So wie Goethe (zunächst) ‚Epoche‘ begriff, so hat man diesen Begriff bis dahin auch allgemein gedacht, und das meint, zuerst und ganz auffällig, es fehlt die uns so geläufige Aufladung des Begriffs. Die „Aufschwellung des Begriffs durch den Historismus“, so Blumenberg, hat noch nicht stattgefunden. Erst im 19. Jahrhundert erfolgt dann jener „kaum über-

7 Nämlich als „individualisierte historische Zeiträume“ und die wiederum als „komplexe Einheiten von Ereignissen und Wirkungen“, vgl. Hans Blumenberg: „Die Epochen des Epochenbegriffs“, in: ders., *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt am Main, 1996, S. 531–557, hier S. 533.

bietbare Zuwachs an Bedeutung“,<sup>8</sup> der uns noch immer soweit selbstverständlich ist, als wir an einem erkennbaren historischen Zusammenhang von Ereignis und Wirkung prinzipiell festhalten. Ich konzentriere mich bei der Lektüre von Blumenberg nur auf den einen Punkt, an dem dann das Folgende anschließen kann: Wie hat man ‚Epoche‘ damals, also vor der späteren Hochwertung, angewandt? Und in welchem Wissens-Wissen, also Wissen über Wissen, hatte dieser Terminus eine praktische Funktion?

Schon seiner sprachlichen Herkunft nach bezeichnet ‚Epoche‘ eher ein „punktuell Ereignis“ als den „durch dieses Ereignis etwa eingeleiteten und zu charakterisierenden Zeitabschnitt.“<sup>9</sup> Dieser Punkt, so Blumenberg weiter, sei gedacht worden als das Einhalten einer Bewegung. Bewegung meint dabei Denkbewegung oder die Bewegung auf ein Urteil hin. Aber warum hat man mit solchen diskreten Ereignispunkten überhaupt arbeiten wollen? Im antiken Skeptizismus, diese Tradition ist ‚um 1800‘ nicht vergessen, stand ‚Epoche‘ für die Einsicht, dass man „der Bewegung der Erkenntnis und des Urteils Einhalt zu gebieten“<sup>10</sup> habe, um nicht doch dem Irrtum zu verfallen. Denn wer immer nur weiter geht, so der hier gesetzte Topos, der kann auch zu weit gehen, zu tief sehen wollen, bis schließlich auch ein erster Erfolg wieder fraglich wird.

Dieses alte Verständnis von ‚Epoche‘ ist demnach Teil einer *docta ignorantia*. Lässt man alle metaphysischen Überformungen dieses Wissens vom Nicht-Wissen beiseite, dann wird der alte Epochenbegriff vor allem im Kontext einer praktischen Anforderung relevant. Der Gebrauch von Epochen ist nämlich die Antwort auf ein Mengenproblem: Wie kann man es rechtfertigen, dass ein Wissen-Suchender etwas, das man auch noch wissen kann, *nicht* wissen muss? Dass man weiteres Wissen *vernachlässigen* darf? Wenn Epoche als Teil eines *know how* des Nicht-Wissens funktioniert hat, dann wird deutlich, wie weit unser Verständnis davon entfernt ist. Heute wird das Umgekehrte gefordert, die stets noch größere, noch umfassendere Denkbewegung. Wenn aber Literaturgeschichte sowohl Kunstgeschichte als auch Gesellschaftsgeschichte wie zugleich auch deren innere Verbindung sein soll, dann wird zum Problem, was man nicht wissen will und worauf man besser verzichtet. Das hätte man jedenfalls erwarten können. Aber stattdessen hat man ganze Mannschaften, sog. Autorenkollektive, zusammengestellt, die das ins Monströse wuchernde Unternehmen bewältigen sollten. Das war in der DDR so, mit ihrer schon im Titel Klartext sprechenden *Geschichte der Deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, wie auch im Westen, mit gleich mehreren Spezies dieses „Literaturgigantismus“ (Vilém Flusser).

Doch zurück zur alten Hochschätzung des Einhalten-Könnens. Wie hat man nun die philosophische Einsicht praktisch umgesetzt? Irrtum vermeidet man auch, wenn man es schafft, sich nicht zu verlaufen, nicht nach dem zu

<sup>8</sup> Ebd., S. 531.

<sup>9</sup> Ebd., S. 533.

<sup>10</sup> Ebd.



schauen, was es auch noch gibt. Im Kontext dieser alten Tradition entsprach der Gebrauch von Epochen einer intellektuellen Technik, die ungleich anspruchsvoller war als ein bloßer Appell zum Maßhalten. Epochen waren hier Ereignispunkte, allerdings nicht nur, um auf diese Weise etwas herauszuheben. Nicht minder wichtig ist, dass durch das Herausheben *das zwischen diesen Ereignispunkten Liegende* als „Niederungen der Ereignislosigkeit“ vernachlässigt wird – oder, wie ich gegenüber Blumenberg zuspitzen will, überhaupt erst vernachlässigt werden konnte.<sup>11</sup> Als Arbeitsregel formuliert: Man hebt hervor, damit das, was dazwischen ist, erst niedrig und flach erscheint und so aus dem Radius der doch stets knappen Aufmerksamkeit verschwindet.

Bleibt die Frage nach dem Kontext, in dem sich dieses Element einer *docta ignorantia* bewegt. Das Denken, also auch das in Epochen, wird zu dieser Zeit noch nicht in den Termini des Geistes oder einer auf das Genie gegründeten Originalität gefasst. Gedacht wird vielmehr im Medium der *überlieferten Schriften*, insbesondere der Schriften der Alten. Aber diese überkommenen Schriften und ihre Kommentare haben sich vervielfältigt. Ende des 18. Jahrhunderts hat nicht nur der Buchdruck eine lange Geschichte. Inzwischen gibt es auch einen expandierenden Buchmarkt. Bücher sind so zahlreich geworden, dass die schiere Menge ein Problem wird. Statt einer idealen Text-Ordnung, in der jeder Text nur auf sich selbst verweist, ist ein Labyrinth entstanden, in dem es sich zurechtzufinden gilt. Wenn so bis weit in das 18. Jahrhundert hinein Wissensorganisation als Textorganisation stattgefunden hat, dann ist jetzt auch das, was mit dem Konzept der Epoche wissenstechnisch bewerkstelligt wird, auf dieses Problem des Mengendrucks zu übertragen. Das Einhalten der Denkbewegung, das ereignisgestützte Vernachlässigen-Können wird jetzt plausibel als Strategie im Umgang mit einem *übevollen* Textspeicher. Indem man sich an Epochen orientiert, sich von Hervorgehobenem zu Hervorgehobenem bewegt, kann man das, was auch noch im Speicher ist, aber *im Kontrast zu den Epochen nichtig wird*, vernachlässigen. Speichertechnisch gesprochen: Man kann überschlagen, auslassen oder wegfiltern.

All dies ist weder selbstverständlich noch ein geringer Zugewinn. Das zeigt der Vergleich mit zeitgleich kursierenden Techniken. Die Pedanterie hat z. B. auf die immer gleichen Prozeduren gesetzt, auf das Einsortieren und Klassifizieren und ist so – wie die Satire dann behauptet hat – gar nicht erst zur Denkbewegung gekommen. Diese Schwäche gilt auch für die *historia litteraria*, wenn sie gegen die Unüberschaubarkeit der Bibliothek ihre Kataloge und bibliographischen Verzeichnisse als Lösung des Zugänglichkeitsproblems setzt – und dabei über der unendlichen Listenerstellung an kein Ende mehr kommt. Konrad Gessner jedenfalls mußte in seiner *Bibliotheca Universalis* bereits zur Mitte des 16. Jahrhunderts mehr als 3.000 Autoren und über 10.000 Werke registrieren.

<sup>11</sup> Ebd.

## IV.

Ist schon die Pedanterie kaum noch von der sie satirisierenden Polemik zu unterscheiden, so ist auch das Urteil über die *historia litteraria* von ihren Gegnern festgeschrieben worden. Das zeigt anschaulich die Auseinandersetzung zwischen Gottfried Georg Gervinus und den Gebrüdern Grimm. Stichjahr ist das Jahr 1836. Wie es der historische Zufall will, lehren in diesem Jahr beide in Göttingen Literaturgeschichte. Gervinus gilt als der erste, der mit seiner fünfbandigen *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* (deren erster Band 1835 erscheint) eine innere, d. h. ganz auf Kohärenz ausgelegte Literaturgeschichte konzipiert hat. Die Grimms dagegen gelten nicht als Historiker. Sie sind *nur* Philologen und sind als solche, so schon Gervinus' Polemik, mit ihrem literarhistorischen Wissen in einer bloß „compendiarischen Form“ der neuen Literarhistorie weit unterlegen. Zwar habe es, so Gervinus explizit, die Literaturgeschichte „mit Massen zu tun“, aber diese Mengen müssen, so Gervinus Credo, kontrolliert, ja mehr noch, negiert werden. Ihnen angemessen ist nämlich allein ein methodisches Vorgehen das „in dem Kerne der wirren Thatsachenmassen [...] den ordnenden Weltgeist“<sup>12</sup> sichtbar macht.

Das war und ist wohl noch immer die herrschende Lehre. Schließlich hat die Literarhistorie in Gervinus ihren Gründervater erkannt. Doch das eher literärhistorische Modell der Grimms hat, was die Wissenschaftsgeschichte der Sieger gern unterschlägt, zurückpolemisieren können. All die Epochen und Höhenkämme dieser „inneren“ Literaturgeschichte werden keineswegs von den Grimms – wie von Gervinus und seinen Nachfolgern gewünscht – als „Effekte der Geschichte selbst“ anerkannt. Die Grimms bezeichnen diese großformatigen Typisierungen vielmehr als das, was sie tatsächlich sind: „blosse Einfälle“.<sup>13</sup> Doch damit nicht genug: Diese Einfälle haben einen negativen Effekt, der letztlich sogar das ganze Unternehmen eines *historisierenden Zugangs* zur Literatur in Frage stellt. Sie sind nämlich, so die Grimms weiter, verantwortlich dafür, daß Gervinus sich die „Denkmäler“ – also die Texte – nicht oder nicht ausreichend selbst angeschaut habe: „Von unten herauf hat sich hr. Gervinus“, so Jacob Grimm in seiner Rezension, „selten den gegenständen genähert“.<sup>14</sup> Am Ende, bleiben wir beim polemischen Ton, schaut der Literarhistoriker gar nicht mehr in die Archive und Bibliotheken. Er schreibt gleich, wie S. J. Schmidt mit seiner Geschichte des *Sozialsystems Literatur im 18. Jahr-*

12 Georg Gottfried Gervinus, „Die Berufswahl“, in: ders., *G. G. Gervinus Leben. Von ihm selbst* [1860], Leipzig, 1893, S. 269–299, hier S. 284.

13 Wilhelm Grimm: „Vridankes Bescheidenheit“, in: ders., *Werke*, Bd. 32, Abt. 2, *Die Werke Wilhelm Grimms, Kleinere Schriften* 2, Nachdr. d. Ausg. Berlin, 1882, nach d. Ausg. v. Gustav Hinrichs neu hg. v. Otfrid Ehrismann, Hildesheim/Zürich/New York, 1992, S. 449–468, hier S. 464.

14 Jacob Grimm: Rez. zu „Gervinus. Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen“, in: *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 65. St. (27.04.1835), S. 647, zit. n. Jürgen Fohrmann, *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte*, Stuttgart, 1989, S. 39.

*hundert* aus dem Jahr 1989, eine Historie, die nur noch eine Tertiärgeschichte ist. Ihren eigenen Text hat sie nahezu vollständig aus bereits vorhandenen Sekundärgeschichten zusammengesetzt.

Und noch immer, so der Sprung aus dem Göttingen des Jahres 1836 zurück in die Gegenwart, ist der von den Grimms *im Interesse der Sachen* formulierte Einwand unwillkommen. Lückenlose Epochenabfolgen, so die Grimm'sche Kritik, wollen vergessen machen, dass diese innere Literarhistorie entgegen ihrer Selbstdarstellung sehr wohl vernachlässigt und übergeht – und zwar gleich den gesamten Speicher mit seinen „Thatsachenmassen“. Statt dessen wird nur noch konstruiert, gesetzt und behauptet. Das Auslassen-Können als eine eigene intellektuelle Technik hat die Literarhistorie jedenfalls nicht groß interessiert. Sie glaubt keiner *docta ignorantia* mehr zu bedürfen. In ihrem Epochenschema, bei dem die Epochen nicht nur Zeitabschnitte sind, sondern diese Abschnitte auch so aneinander anschließen, dass durchgängig erzählt werden kann, bleibt nichts unkommentiert. Alles läuft von-bis und stets so, dass nichts ausgelassen werden darf, da andernfalls eine Lücke – und damit ein nicht-tolerabler Erklärungsnotstand – entsteht. Nur wenn ihr Ordnungsschema durchläuft, kann die Literaturgeschichte sagen, wo welche Schriften und Bücher hineinpassen und welche als anachronistisch solange weg- und umsortiert werden, bis auch sie an ihrem richtigen Platz stehen. Bis endlich der Schriftenspeicher in *eine* Ordnung – die Geschichte – gebracht ist. Als Parole formuliert: Wo Speicher war, soll Geschichte sein.

In dieser Auseinandersetzung um den richtigen Zugang zur Literatur hat auch der Leser seinen – ihm zugewiesenen! – Platz. Die Literarhistorie sieht ihn als Hilfsbedürftigen, dem die Mühe erspart sein soll, selber in den Textmassen nachzusehen, und dann doch nur das zu sehen, was ohne die ordnende Hand der Literaturgeschichte allein zu sehen ist – ein Durcheinander von Schriften und Büchern. Kein Laie kommt hier durch. Nur der Experte kann dem Leser einen Zugang bahnen. Die Literaturgeschichte sieht sich als diese eine Instanz, die alles durchsieht und durchprüft, und so auch endlich alle Werke lokalisiert, deren Lektüre sich allein lohnt. Mehr noch, sie hat sie zugleich so gelesen, dass diese Lektüren stets und immer das literarhistorische Großprojekt der Transformation des Speichers *im Zusammenhang* bestätigen und ihrerseits von diesem Ziel her ihre Form gewinnen.

## V.

Ist dem Leser damit genüge getan? Kann er sich mehr wünschen? Er kann sehr wohl, denn in diesem Augenblick entsteht ein neues Interesse an Formen der *docta ignorantia* und eine neue Technik für den Umgang mit den Textmassen. Die Grimm'sche Position ist mit dem Fortschritt der literarhistorischen Wissenschaft nicht erledigt. Und auch zwischen Speicher und Geschichte als kon-

kurrierenden Zugangsmedien ist keineswegs ein für allemal entschieden. Die Veränderungen kommen nicht aus den eigentlich dafür vorgesehenen Agenturen, also weder aus der Theorie der Literaturhistorie noch aus einer Reaktualisierung der alten Idee einer literarischen Öffentlichkeit. Es sind technische Innovationen und apparative Konstruktionen, die heute einen ungleich stärkeren Veränderungsdruck entfalten.

Das Neue zeigt sich als triumphale Rückkehr des Speichers. Das meint nicht nur, dass sein Volumen weiter gewachsen ist und sich Speicherplatz dramatisch verbilligt hat. Vor allem aber ist der Speicher auf eine bis jetzt unbekannt Weise *erreichbar* geworden. Kaum ist eine Anfrage formuliert und per Tastaturklick abgeschickt, ist auch schon ein Ergebnis da. All dies geschieht so schnell, hat für die Benutzer eine so starke Attraktivität als ein fast widerstandsloser Durchgriff auf die Welt, dass eine Zugriffstechnologie wie die Literaturgeschichte allein schon aufgrund des von ihr geforderten Zeitaufwands an Interesse verliert. *Einfachheit* ist dann auch im Verbund mit nicht nur temporal gesteigerter Zugänglichkeit der Slogan der Konkurrenz. Im Zeitalter des Digitalen setzt sie nicht mehr auf das gedruckte Buch, sondern auf die elektronische Datenverarbeitung. Das ist der Schlüssel für die rasante Entwicklung neuer Formen der Zugänglichkeit – von denen die unter den Firmennamen *Amazon* oder *Google* weltweit verbreiteten nur die prominentesten sind. Weniger bekannt, aber womöglich nicht minder wirkungsmächtig, ist dagegen eine weitere, gleichfalls unter Markennamen vermarktete elektronische Form der Zugänglichkeit. Dieses Produkt heißt (z. B.) *Novelist*, zusammengesetzt aus „novel“ für Roman und „list“ für Liste oder Aufzählung. Und auch hier ist der Name – nicht anders als bei der literarhistorischen Reklame „Von den Anfängen bis zur Gegenwart“ – Klartext. *Novelist* ist ein kommerzielles Computerprogramm für den Einsatz in Bibliotheken, Schulen und Volkshochschulen. Das Produkt wird als Software-Lizenz verkauft, die jährlich erneuert werden muss. Updates inklusive.

Die Macher des Programms sind von der Beobachtung ausgegangen, dass in öffentlichen Bibliotheken bis zu 40% der gesamten Lesernachfrage fiktionaler Literatur gilt. Doch die Bibliothekare scheinen dieser starken Nachfrage nicht gewachsen. Jedenfalls sind sie nicht auf den interessierten Leser und seine Frage aller Fragen gefasst: „What’s a good book to read?“<sup>15</sup> In Bibliotheken muss man diese Frage beantworten können. Ohne *Kunden* kann man das Angebot nicht halten. Und so gibt es in den amerikanischen Bibliotheken eine eigene Abteilung – die Leserberatung (*Reader Advisory Work*) –, wo man sich dem Leser als Kunden der Bibliothek und Konsumenten der Literatur stellt. Genau für diese prekäre Situation, wo der Leser direkt und ergebnisfixiert nach einer Hilfe beim Zugang zur Literatur nachfragt, ist *Novelist* laut Selbstdarstel-

15 Zitiert aus der umfangreichen Website des Programms, vgl. *Novelist* (online unter <https://www.ebscohost.com/novelist>, Zugriff am 14.07.2018), Firmenslogan: „Want to match readers to the books they love? Novelist Plus is the answer.“

lung gemacht. *NoveList* als Zugangsmedium ist – wie auf der firmeneigenen *webpage* ohne Umschweife nachzulesen, eine „electronic reader’s advisory resource which assists fiction readers in finding new authors and titles“.<sup>16</sup>

Das Programm ist im Kern eine Datenbank, mit tausenden von Titeln aus dem Bereich fiktionaler Literatur. Von Jane Austen bis Emile Zola. „There is subject and keyword access to all the titles in the file, as well as full-text reviews and descriptions for more than 30.000 books“. Hinzu kommen Links zu Autoren-Seiten sowie zu allen möglichen Webseiten zum Thema Literatur.<sup>17</sup>

Doch dies sind nur die äußeren Umriss und allgemeinen Zielsetzungen dieses Zugangsprogramms. Entscheidend ist, wie hier die Schnittstelle zwischen Bibliothek und Leser, zwischen dem übervollen Speicher und dem interessierten Rezipienten ausgestaltet ist. Die Programmierer behaupten, dass ihr Interface den Ausschlag gebe: Es sei nämlich attraktiv und leicht zu handhaben – „attractive and easy-to-use“ –, weil es die Erfahrungen des Lesers zum Ausgang nehme. Das meint dann keinen ominösen Gesamtleser als allgemeinen Typus oder Norm. Das immer nur benutzerfreundlich programmierte Zugangsmedium zielt vielmehr auf einen je einzelnen, durch seine Lesebiographie geprägten Leser: Was er bislang gelesen und für sich auf seine Weise bewertet habe, sei der Ausgangspunkt für die computergestützte Neuabfrage des Speichers. So kann jetzt der Lieblingsautor oder ein Lieblingswerk eines Lesers zum Suchschema gemacht und direkt eingesetzt werden. Dazu werden vorliegende Lektüreerfahrungen zunächst in eine Beschreibungs- und Indexsprache umgesetzt, konkret: in Genres, Titel, Themen, Handlungsstränge, Schwierigkeitsgrade etc. übertragen und so für den Leser *abfragbar*. Das Ergebnis wird dann statistisch weiter aufgeschlüsselt, nach prozentualen Graden der Entsprechungen von Suchanfrage und jeweils im Speicher gefundenen Büchern: Prozentuale Entsprechung – „percent matched“ – ist dann vielleicht auch die wichtigste Spalte im Ergebnisausdruck und zugleich schwarz auf weiß der Beweis, wie erfolgreich das Datenbankprogramm den Zugang zur Literatur für den je einzelnen Leser organisiert hat.

## VI.

So weit ein kurzer Bericht über diese unerwarteten Rückkehr des Lesers in die Auseinandersetzung zwischen Speicher und Geschichte. Wie ist dies alles einzuschätzen? Soll man ersten Reflexen folgen und das Neue abwehren? Das Fach abschotten und sich auf die Aufgabe der Traditionsbewahrung zurückziehen? Die Literatur als eine anspruchsvolle Welt, die man nur mit *Aufwand* erreichen kann, zum positiven Gegenbild erklären? Argumente dafür liegen

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Cheril LaGuardia, in: *Library Journal*, August 1999, zit. n. *NoveList*.

parat. So fehlt es den elektronischen Formen des Zugangs an Kohärenz. Auch kann man einwenden, dass nur Meinungen, Vorlieben und Bestseller zum Zuge kommen und dass speichergestützte Zugänge keine Alternative sein können zu einem reflexiv ausgearbeiteten, auf Kenntnisse und Urteil setzenden Zugang zur Literatur. Das alles tendiert schnell zu Kulturkritik und Kulturpessimismus. Näher zur Sache formuliert, ist die kulturkritische Sorge ein Hinweis auf das Risiko, das das Neue mit sich bringt. Je mehr der Zugriff auf die Literatur dereguliert und der Verfügung des nur sich und seine Vorlieben beachtenden Lesers überantwortet wird, desto größer auch die Gefahr, dass dann nicht mehr erkennbar wird, was am Ausgang stand, nämlich Literatur als etwas von Belang. Dass es die *eine* Literatur und nicht ein Durcheinander von unüberschaubar vielen Privat-Literaturen gibt, ist gebunden an ein Mindestmaß an Einheitlichkeit im Zugriff auf den Textspeicher. Gibt der je genutzte Zugang Selektivität dagegen gänzlich frei von regulierenden Vorgaben, wird auch und gerade das Literatur, was zuerst und vor allem gefällt, ganz gleich, wo man etwas findet. Doch wenn zu vieles als Literatur zugänglich wird, dann schwindet die Anschlussicherheit wie sie ein verbindlicher Kanon aus Bedeutendem und Gelungenem einmal leisten konnte und noch immer leisten soll. Die Kommunikation der Leser über sich und ihre Lektüren kann sich dagegen in den Textmengen, die jetzt *auch noch* per Datenbank zugänglich gemacht werden, nicht mehr ausreichend verdichten. Sie könnte am Ende nur noch zum sprichwörtlichen Privatvergnügen werden. Oder sie mutiert zusammen mit der Kommerzialisierung des Zugangs gleich zu einem weiteren Teil des universalen Warenkonsums.

## VII.

War es das? Kritik tut sich schwer, zeichnen sich doch diese neuen Zugangsmedien gerade dadurch aus, dass sie gegen geisteswissenschaftliche Argumente und kulturkritische Appelle immun sind. Selbst wenn das Fach sich nicht auf das Bewährte zurückzieht, sondern in die Auseinandersetzung um die Zugänglichkeit der Literatur eingreifen will, ist mit Schwierigkeiten zu rechnen. Zum einen ist die allgemeine Anerkennung von Expertenkulturen, auch und gerade im Bereich der Kunst und Kultur, dramatisch geschwunden. Ob Literaturhistoriker noch verbindlich entscheiden können, welcher Zugang, welches Wissen von der Literatur richtig ist, wird bezweifelt – und das auch aus der Zunft heraus. Aber auch das ist nur die halbe Wahrheit. Entscheidend wohl ist, dass in dieser Situation Argumente – auch die besseren – gar nicht mehr gehört werden. Technik argumentiert nicht, jedenfalls nicht in ausgearbeiteten Argumenten, die sich entsprechend auch widerlegen ließen. Technik stellt Apparate her, die funktionieren – und deren Einfachheit der Bedienung, deren vermeintlicher oder realer Durchgriff auf die Welt eine so starke Faszini-



nation ausstrahlen, dass sie beim Benutzer auch gut begründete Argumente buchstäblich außer Kraft setzen.

Angesichts dieser Verhältnisse kann man nur beobachten, was sich aktuell in der Auseinandersetzung von Speicher und Geschichte tut. So erschien 2003 eine Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945 mit dem Titel *Inventur*. Inventur ist einerseits das listenförmige Erfassen, das schematische Aufschreiben, und gehört so unstreitig zur Logik des Speichers. Andererseits steckt in Inventur aber auch der Stichtag als ein Tag, an dem gesichtet und aufgezeichnet wird, was noch da ist. Die Übertragung vom Kaufmännischen auf die Literatur liegt nahe – und ist offensichtlich gewollt. ‚Inventur machen‘, heißt dann die Frage stellen, *was bleibt*. Geblieben sind genau 106 Autoren, verteilt auf 6 Kapitel, die keine Epochen mehr behaupten, sondern sich nur an die sechs chronologischen Dekaden der deutschen Nachkriegsliteratur halten. Nicht aufgenommen wurde das, „was nur noch museal geworden ist oder gleich werden wird“. Was qualifiziert umgekehrt für die Aufnahme? Nur das, „was für einen Leser heute noch Sprengkraft besitzt“.<sup>18</sup> Das ist als einziges Kriterium für eine Inventurliste zugleich weniger und mehr als ein Kanon. Normativ ist sie bescheidener, empirisch ist sie anspruchsvoller. Sie will feststellen, was ist, aber nicht dekretieren, was sein muss. Ausgewählt wird demnach das, was Epochen einmal waren: punktuelle Ereignisse. Der Rest wird einfach übersprungen. Kommt nicht vor. Diese Inventur ist dann auch keine Literaturgeschichte. Sie ist vielmehr, wie es dann auch in der Unterzeile des Titels heißt, ein Lesebuch. Das Ausgewählte wird im Kurzauszug vorgestellt, besser: Es wird dem Leser gezeigt, auf dass er das per Liste vorgelegte Qualitätsurteil im Anlesen selber nachvollziehen kann.

Geschrieben, besser: gebrauchsfertig gemacht hat dieses Literatur-Portal kein Literaturwissenschaftler. Eberhard Rathgeb ist Literaturkritiker, Norbert Niemann, der zweite Herausgeber, ist Schriftsteller. Auch er hat angeblich keinen Kanon mit diesem Buch intendiert – und doch wird er als Schriftsteller, der den Kanon braucht, um selbst schreiben zu können, vielleicht das stärkste Interesse an einer *unter der Hand kanonförmig gewordenen Speicherung* der Literatur gehabt haben.

Vielleicht ist mit der Frage des Kanons auch der entscheidende Einsatz in der aktuellen Auseinandersetzung um die Zugänglichkeit von Literatur erreicht. Noch zu oft wird die Frage eines Bildungskanons als Frage der Werte gestellt und dabei übersehen, dass ein Kanon immer auch ein Kanon der Medien ist, über die er zugänglich wird. Dazu zählen jetzt nicht mehr nur Theater und Museen, Kunst- und Literaturkritik, die Schule oder die Literaturgeschichte. Kanonisierendes Medium ist jetzt auch die Datenbank einschließlich des dazugehörigen Lesers als *user* von digitalen Speichern.

<sup>18</sup> Norbert Niemann u. Eberhard Rathgeb, *Inventur. Deutsches Lesebuch 1945–2003*, München, 2003, Klappentext.

Aktuell scheint das Momentum auf seiten des Speichers. Aber entschieden ist nichts. Die Auseinandersetzung zwischen Geschichte und Speicher, zwischen Narration und Datenbank geht weiter.